

Special Issue 1 (2025)

Die archäologische Achterbahn, oder: Die Freiheit, die eigene Geschichte zu schreiben

Dan Dansen (info@bikepunkproduction.de)

Abstract: Mit der Performance „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“ war ich 2023 zu „membra(i)nes“, der 12. Jahrestagung der Fachgesellschaft Gender Studies eingeladen. An meine Ahn*innen ist eine Solo-Performance auf der Suche nach Trans*-Ahnenschaft in Europa. In diesem Text reflektiere ich über meine Recherche und die Schwierigkeiten, die sich bei meiner Arbeit dadurch ergeben haben, dass Trans*-Perspektiven in der bisherigen Geschichtsschreibung nicht vorkommen. Welche Chancen liegen in der Einbindung nicht-binärer Perspektiven in gesellschaftliche und geschichtliche Diskurse? Wie können unsere nicht-binären Perspektiven einer Welt zugutekommen, die sich oftmals in binären Oppositionen organisiert? Diesen Fragen gehe ich anhand dieses Textes nach, denn diese Fragen haben mich auch in der Recherche zu dem Projekt „An meine Ahn*innen“ geleitet.

Schlagworte: Ahnenschaft, Geschichte, Nonbinary, Trans, Utopie

Eingereicht: 31. Juli 2024

Angenommen: 16. September 2025

Veröffentlicht: 07. November 2025

DOI: <https://doi.org/10.17169/ogj.2025.299>

Dieser Beitrag ist Teil der Special Issue „membra(I)nes – Technologien, Theorien und Ästhetiken von Un/Durchlässigkeit“, herausgegeben von Muriel González Athenas, Susanne Huber, Katrin Köppert und Friederike Nastold, und wurde redaktionell betreut von Muriel Gonzalez-Athenas und Susanne Huber.

Die archäologische Achterbahn, oder: Die Freiheit, die eigene Geschichte zu schreiben

Reflexion zur Performance

Mit der Performance „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“ war ich 2023 zu „membra(I)nes“, der 12. Jahrestagung der Fachgesellschaft Gender Studies eingeladen.¹ „An meine Ahn*innen“ ist eine Solo-Performance auf der Suche nach Trans*-Ahn*innenschaft in Europa. Die Performance stellt die Frage, wie Trans*-Leben vor der Zeit der Aufklärung ausgesehen hat und sucht in einem Ritual den Kontakt zu den Ahn*innen.

Abbildung 1: Trailer der Performance „An meine Ahn*innen“



Quelle: Dan Dansen

Die Performance forscht aus meiner eigenen nicht-binären Perspektive in der Geschichte des heutigen Europas nach Spuren von Personen, die als Trans* gelesen werden könnten. Queere Pflanzen, Archivmaterial von Trans*-Geschichte und Bilder nicht-binärer Gottheiten und Geister formen eine Videoinstallation, die meinen Körper als Projektionsfläche nutzt. „An meine Ahn*innen“ versucht,

¹ Der Trailer zur Videoaufzeichnung der Performance kann auf der Artikelseite als Zusatzmaterial heruntergeladen werden.

die Geschichte umzuschreiben. Die Performance zeichnet eine Traditionslinie von Trans*-Ahn*innenschaft nach, die in der hegemonialen Geschichtsschreibung weitgehend ignoriert wird.

Wie können nicht-binäre Perspektiven einer Welt zugutekommen, die sich oftmals in binären Oppositionen organisiert? Dieser Frage möchte ich nachgehen. Dabei denke ich Geschichte nicht als eine objektiv gegebene Tatsache, die wir einfach nur ‚finden‘ oder ‚richtig lesen‘ müssen, sondern vielmehr als eine durchlässige, poröse Struktur, die wir immer neu interpretieren müssen: Sie ist Ergebnis von Interpretation und Geschichtsschreibung, nicht eine Entität der Vergangenheit. Wie können wir uns mit vergangenen Welten verbinden, so dass sie uns in der heutigen Zeit empoweren können?

In meinem künstlerischen Arbeiten gehe ich von meiner eigenen Erfahrung als nicht-binäre Trans*-Person aus. In meiner Beschäftigung hinterfrage ich die alltägliche Wahrnehmung von Realität. Dabei begreife ich das Konzept nicht-binär als eine Denkfigur, die neue Perspektiven eröffnet und die binäre Oppositionen durchlässig machen oder im besten Fall auflösen kann. Mein künstlerisches Werk ist davon geprägt, dass es nicht in eindeutigen Schubladen einzuteilen ist: Meine Fotografien sind oft performativ oder installativ, meine Filme sind experimentell und sowohl auf Festivals als auch in Galerien zu finden, die Performance „An meine Ahn*innen“ ist gleichzeitig eine Videoinstallation auf meinem Körper.

Es sind diese Zwischenräume der Durchlässigkeit, die ich formal und inhaltlich interessant finde: Ich schätze das Denken ohne Geländer und genieße die Freiheit, die es bietet, ebenso wie den Nervenkitzel, ohne Sicherheitsnetz zu arbeiten. Meine Arbeiten entstehen im Prozess, in der experimentellen Rückkopplung zwischen Form und Inhalt. Auf diese Weise erschließe ich mir und dem Publikum neue Sichtweisen, die als produktive Risse in die alltägliche Wahrnehmung einsickern.

Auf den Spuren nicht-binärer Vergangenheiten

Mein Ziel mit der Performance „An meine Ahn*innen“ war es, uns nicht-binären und Trans*-Personen eine historische Wahlfamilie aus nicht-binären Personen zu schaffen. Denn in meiner Erfahrung von heute ist meine Wahlfamilie der Ort, an dem ich jenseits gesellschaftlicher Zuschreibungen akzeptiert werde und an dem ich ein queeres Zuhause gefunden habe. Sie bestärkt mich gegenüber den alltäglichen Diskriminierungen einer gender-binären Welt.

Abbildung 2: Performance Dokumentation „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“



Quelle: Dan Dansen, Loup Deflandre

Oft fühle ich mich entwurzelt, da die offizielle Geschichte in Europa nur von Männern und Frauen gemacht zu sein scheint. Eine Trans*-Geschichtsschreibung ist erst im Entstehen. Dabei sind wir häufig auf pathologisierende Schriften von Ärzten, Gerichten und Psychiatern angewiesen, die uns seit dem 18. Jahrhundert dokumentiert und in Anstalten eingewiesen haben. Nur Dank queerer Geschichtsschreibung und neuer Perspektiven der Gender Studies gibt es heute Ausschnitte nicht-pathologisierender Perspektiven. Ich selbst arbeite aus einer künstlerischen und kulturwissenschaftlichen Perspektive, deshalb war das Arbeiten aus historischer Perspektive für mich neu und auch nicht uneingeschränkt zugänglich. Deshalb hat mich die Frage geleitet: Welches historische Wissen zu nicht-binären Perspektiven ist auch Nicht-Historiker*innen zugänglich?

Kunst hat dabei die große Chance, durch Recherche und Fiktionalisierung eine eigene Geschichtsschreibung vorzunehmen. In meiner Arbeit haben mich Perspektiven des feministischen Fabulierens inspiriert, allen voran Donna Haraway (2016), aber auch Anna Lowenhaupt Tsing (2019), Saidiya Hartman (2019) und Ursula K. Le Guin (1974 und 2024). In „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“ verbinde ich im Anschluss an diese Theorien meine subjektive Perspektive mit meiner künstlerischen Praxis, um Geschichten zu erzählen, die noch nicht erzählt wurden. Ich lade die Zuschauenden ein, mit mir gemeinsam auf Spurensuche in der Vergangenheit zu gehen.

In der Performance habe ich der Spurensuche eine Leichtigkeit gegeben, indem ich die Ahn*innen selbstverständlich zu mir auf die Bühne einlade. In der Realität hat sich diese Spurensuche allerdings außerordentlich schwierig gestaltet. In Europa waren mir – abgesehen von den geschworenen Jungfrauen in Albanien – keine Angebote bekannt, zwischen den Geschlechtern zu leben. So war meine Ausgangsthese, dass es auch im frühen Europa Kulturen gegeben haben muss, in denen es die Möglichkeit gab, zwischen den Geschlechtern zu leben.

Recherche-Probleme oder Die Macht von Sprache

Bei der Recherche zur Performance bin ich vor allem auf drei Probleme gestoßen: das Problem der Sprache, das Problem, dass die verfügbaren Quellen nur aus bestimmten Perspektiven erzählen und das Problem, dass orale Traditionen in Europa keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben.

Sprache als Chance und Hindernis

Sprache stellte sich – wenig überraschend – als die erste Hürde in der Recherche heraus. Denn Sprache schafft Realität und in unserer heutigen deutschen Sprache gibt es in Bezug auf Gender keine Position jenseits des binären Denkens. Es gibt im Deutschen noch nicht einmal ein etabliertes Pronomen, das eine Person zwischen den Geschlechtern beschreibt. Diese Binarität ist über die Jahrhunderte europäischer Denktradition als Herrschaftsdiskurs in unser Bewusstsein eingeschrieben worden. Heutige Kämpfe um Sprache und die Erweiterung um nicht-binäre Perspektiven zeigen, dass dies immer auch ein politisches Projekt gewesen ist. Wenn es früher Konzepte jenseits der Zweigeschlechtlichkeit gegeben hat, müsste es doch auch eine Sprache dafür gegeben haben. Wie hat sie ausgesehen? Und wenn es sie gegeben hat: Wie wurden wir aus der Sprache verdrängt?

In der Recherche hat sich diese Problematik konkret in der Frage niedergeschlagen, mit welchen Schlagworten ich nicht-binäre Perspektiven vor der Aufklärung suche. Der Begriff ‚Trans‘ ist in der Forschung recht neu und lässt sich als Konzept der jüngeren Geschichte nicht eins zu eins auf die Vergangenheit übertragen. Als Konzept unserer Zeit ist es auch heute noch in starker Bewegung.

Der Begriff ‚nicht-binär‘ wäre wiederum ein Konzept, das das geschichtliche Phänomen von Menschen zwischen den Geschlechtern oder des Überschreitens von Geschlechtergrenzen historisch akkurater fassen könnte. Er ist durchlässiger als andere Begriffe, die entweder binärer in der Geschlechtlichkeit wären (zum Beispiel ‚Transmann‘ oder ‚Transfrau‘) oder zeitlich sehr klar der Vergangenheit zugehörig (zum Beispiel Eunuchen). Als Begriff ist ‚nicht-binär‘ aber noch jünger als der Begriff ‚Trans‘ und dadurch noch weniger in der Forschung etabliert. Wegen seiner Offenheit und Durchlässigkeit ist er ein Begriff, den ich bei Performance und Recherche viel verwendet habe. Zwar ist nicht-binär aus heutiger Perspektive auch eine Identität, aber er beschreibt eben auch sehr treffend die Erfahrungen von selbstgewählten Eunuchen, die sich ebenfalls über die Binaritäten des Geschlechtersystems hinweggesetzt haben.

Unter den Begriffen ‚Drag‘ und ‚Crossdressing‘ wurde ich eher fündig – vor allem durch die Forschung der Gender Studies. Ein zusätzliches Problem war, dass ich einiges an Literatur und Artikeln zwar finden konnte, aber mir viele Texte selbst nicht in Bibliotheken oder online zugänglich waren, ganz zu schweigen davon, dass sie käuflich zu erhalten wären. Dies mag auch daran liegen, dass ich kein*e Historiker*in bin und mir die dementsprechenden Werkzeuge fehlen, aber es hat mich in der Recherche sehr eingeschränkt.

Da mich vor allem Perspektiven bis zum Mittelalter interessiert haben, war es für mich auch mit den Begriffen rund um Crossdressing (Frauen in Männerkleidern, Männer in Frauenkleidern...) schwierig, Zugang zu den Informationen zu erhalten, die ich suchte. Außerdem geht es mit diesen Begriffen nicht in erster Linie um Identität. Aus heutiger Sicht lässt sich oftmals eben nur noch die Feststellung treffen, dass einer Person bei der Geburt (oder später) ein bestimmtes Geschlecht zugewiesen wurde, von dem wir heute als biologischem Geschlecht (*sex*) ausgehen, was wiederum meist als feststehende Tatsache gedacht wird. Einiges an dieser Literatur basiert auf der Annahme, dass Personen ein bestimmtes biologisches Geschlecht hatten und sich innerhalb der Kleidungsordnung über dieses hinwegsetzten. Diese Ausgangslage war auch der Grund, warum ich mich in der Performance dazu entschlossen habe, von Trans*-Praktiken zu sprechen. Also von Praktiken, die wir heute als im Zusammenhang mit Trans*-Identitäten verstehen und die sich auch in den Quelltexten wiederfinden lassen, wie zum Beispiel das Tragen von sogenannter gegengeschlechtlicher Kleidung oder das Übernehmen von sogenannten gegengeschlechtlichen Rollen. Darin war für mich aber auch wichtig, dass Personen im Nutzen dieser Praktiken eine gewisse Kontinuität aufgewiesen haben. Schließlich ist auch heute nicht jede Person gleich trans*, weil sie mit der binären Kleidungsordnung experimentiert.

In meiner Recherche hat sich der Eindruck aufgedrängt, dass es oft queere oder trans* Forschende sind, die es gewagt haben, Personen aus der Vergangenheit als Trans* zu deuten. Wichtig waren für mich in meiner Recherche unter anderem Arbeiten von Roland Betancourt (2020), Arthur Evans (2018), Leslie Feinberg (1996), Silvia Federici (2017) und Rudolf Dekker und Lotte van de Pol (2012). Sie alle vereint ein Blick auf Geschichte, der eine eigene Interpretation wagt unter der jeweils eigenen Prämisse, auch wenn es – wie bei Federici – nicht in erster Linie um Trans*-Perspektiven geht.

Für mich war dieser Schritt der Deutung von Personen der Vergangenheit als Trans* auch in der Performance selbst ein Thema, denn er stellt ein tatsächliches Problem dar: Wie kann ich aus heutiger Sicht Menschen Trans*-Identität unterstellen, wo es doch im Mittelalter oder im Römischen Reich diesen Begriff noch überhaupt nicht gegeben hat? Meine künstlerische Perspektive hat sich etwas leichtherziger über diese Grenze hinweggesetzt. Denn als Künstler*in darf ich die Grenze zur Fiktion einfach überschreiten, weil es genauso üblich ist, mit Fiktion zu arbeiten, wie auch mit historischen Dokumenten. Dabei war ich von Filmemacher*innen inspiriert, wie etwa von Cheryl Dunye („The watermelon woman“, 1996), Monika Treut („Gendernauts“, 1999) oder Saul Williams und Anisia Uzeyman („Neptune frost“, 2021). Aber auch von Autor*innen wie Octavia Butler

(2000), Ursula K. Le Guin (1974), Samuel R. Delany (1996) oder Marge Piercy (2016) waren für die Herangehensweise an die Performance Inspiration.

Es war für mich wichtig, historischen Personen nicht einfach eine Identität überzustülpen, sondern von der Selbstbeschreibung der Personen auszugehen, sofern sie vorhanden war. Mein Ansatz war es, historische Personen so zu lesen, als ob sie mir heute gegenüberstehen würden. Somit wollte ich ihnen das Recht einräumen, ihre Identität selbst zu bestimmen, wie es heute in Trans*-Communities üblich ist.

Abbildung 3: Performance Dokumentation „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“



Quelle: Dan Dansen, Loup Deflandre

Quellen als Chance und Hindernis

Oft sind es Gerichtsakten, die Überschreitungen der Geschlechtergrenzen dokumentieren. Diesen Quellen können wir aus heutiger Sicht nur eingeschränkt vertrauen, da wir davon ausgehen können, dass Menschen vor Gericht nicht unbedingt ehrlich von sich erzählt haben. Denn vor Gericht mussten sie sich oftmals wegen der Anklage der Überschreitung von Geschlechtergrenzen verantworten – unter Androhung von Haft, Verbannung oder sogar dem Tod. Sie werden also vor dem Hintergrund der Strafandrohung argumentiert haben. Diese Quellen sind daher mit Vorsicht zu genießen.

Von einigen Personen – vor allem von Adligen, die die Rechtsprechung nicht im gleichen Maße fürchten mussten wie die ärmere Bevölkerung – gibt es je-

doch Selbstzeugnisse, die aus heutiger Sicht den Schluss zulassen, dass die Personen sich selbst als Trans*, nicht-binär oder einem anderen als dem ihnen bei Geburt zugewiesenen Geschlecht zugehörig gefühlt haben. Eine der berühmtesten Trans*-Personen der frühzeitlichen Geschichte ist Elagabal. Elagabal wurde Kaiser*in von Rom und es ist überliefert, dass Elagabal auf die übliche Begrüßung: „Mein Herr und Kaiser, Du seist gegrüßt“, ohne zu zögern antwortete: „Nenn mich nicht Herr, denn ich bin eine Dame“. Elagabal ist öffentlich in Frauenkleidung aufgetreten und hat den expliziten Wunsch einer Geschlechtsangleichung geäußert. Darüber hinaus hat Elagabal den ersten Frauen-Senat in Rom eingesetzt. Nach Veröffentlichung der Performance 2022 gab das North Hertfordshire Museum 2023 in Großbritannien bekannt, dass sie Elagabal als Transfrau sehen und darstellen und hat damit eine ziemlich weite Debatte ausgelöst (vgl. Deutschlandfunk 2023; Rufo 2023). Ein Argument in der Diskussion war auch, dass es im Römischen Reich üblich gewesen sei, unliebsame Personen im Nachhinein zu effeminieren.

Das Problem bleibt also bestehen: Quellen müssen immer gedeutet werden. Es gilt, sie zu interpretieren und einzuordnen. Und wir können dies nur aus der heutigen Perspektive tun, in Verbindung mit dem heutigen Wissensstand, den wir über eine bestimmte Zeit haben. Die Frage bleibt: Können wir Quellen überhaupt richtig verstehen?

Orale Perspektiven in einer Welt der Schriftlichkeit

Die Schriftlichkeit war das dritte Hindernis der Recherche. Denn die Quellen, die wir heute finden und befragen können, sind Schriftstücke. Und Schriftlichkeit wiederum war an Macht gebunden. Lange Zeit war die Kirche die einzige Institution, die schriftliche Dokumente hinterlassen konnte. Auch diese Quellen sind mit Vorsicht zu genießen, haben sie doch in der Strategie der Kirche die Funktion gehabt, die religiöse und intellektuelle Vorherrschaft in der damaligen Zeit auszubauen. Die oralen ‚heidnischen‘ Traditionen der ländlichen Gegenden wiederum wurden nicht nur nicht festgehalten, sondern von der Kirche auch aktiv überschrieben. Damit sind sie für uns für immer verloren. Die einzige Gegenstrategie, die wir heute haben, ist das *queer reading* von kirchlichen Quellen.

Und tatsächlich finden sich in kirchlichen Quellen immer wieder Verweise auf die religiösen und rituellen Praktiken von den sogenannten Heiden, die vermuten lassen, dass es sich dabei um positive Bezugnahmen auf gleichgeschlechtliche Sexualität oder Trans*-Praktiken handelt. So wurde für mich deutlich, wie sehr die Kirche das Zweigeschlechter-System zementiert hat, indem sie das andere Wissen im tatsächlichen Sinn des Wortes überschrieben hat. Es war

schmerzhaft, das zu sehen, denn es zeigt, wie erfolgreich nicht-binäre Lebensentwürfe ausgelöscht wurden. Das Wissen, das existiert, müssen wir den Texten durch das Lesen zwischen den Zeilen wieder entreißen. Ein kleinteiliger, mühsamer, archäologischer Prozess. Aber es bleibt der Schmerz und die Trauer, dass viele Kulturen von Europa unwiederbringlich verloren sind, weil sie keine eigenen Zeugnisse hinterlassen konnten. Diese Kulturen werden landläufig als ‚heidnisch‘ bezeichnet. Da dies eine Abwertung beinhaltet, habe ich mich dazu entschlossen, den Begriff indigene Kulturen von Europa zu verwenden. Unter indigen verstehe ich hier die ländlichen Bevölkerungen in Europa, die zunächst von den Römern ‚zivilisiert‘ wurden und denen später – vor allem mit der Verfolgung der Häretiker*innen und der Hexenverfolgung – das Wissen von Kirche und Klerus aufgezungen wurde und die somit ihre alten Praktiken aufgeben mussten. Sie waren Bewohner*innen von Europa, deren Kultur und vor allem Religionen unterdrückt und verworfen wurden.

Ein sehr prominentes und vieldiskutiertes Beispiel für diese Überschneidung von indigenen Praktiken und Trans*-Praktiken ist Jeanne d’Arc. In Frankreich wird sie heute von Konservativen als die heilige Jungfrau gefeiert, die den Staat Frankreich gegründet hat und die zum Sieg über die Engländer verholfen hat. Aber es gibt andere Perspektiven, die in dieser Erzählung nicht vorkommen. So lässt sich etwa zurückverfolgen, dass das Wort Jungfrau ein religiöser Begriff war, mit dem Personen geehrt wurden, ohne dass deren Jungfräulichkeit eine Rolle gespielt hätte. Es gibt Erzählungen, dass Jeanne d’Arc mit Feen um eine berühmte Zauberbuche getanzt sei – Indizien dafür, dass Jeanne d’Arc Teil indigener Praktiken war, in denen der sogenannte Geschlechterwechsel als göttlich angesehen und verehrt wurde. Diese Erzählungen wiederum haben es nicht in unsere heutigen Geschichtsbücher geschafft. Stattdessen bleiben die Gerichtsakten, in denen Jeanne d’Arc sich gegen die Todesstrafe verteidigt und die späteren Erzählungen der Kirche, die Jeanne d’Arc nachträglich verklären – und als Jungfrau heiligsprechen. (Evans 2018; Feinberg 1996; Duby & Duby 1999).

Es sind aber nicht nur die indigenen Kulturen Europas, die von der Kirche überschrieben wurden. Es sind auch die unliebsamen Entwürfe des Christentums selbst, die der institutionalisierten Kirche ein Dorn im Auge waren. Die Gnostiker*innen wurden genauso von der Kirche verfolgt und überschrieben wie die Katharer*innen, besser bekannt als Häretiker*innen. In frühen Christentümern gab es ganz andere Entwürfe von Geschlechtlichkeit und Sexualität als die binären Entwürfe, die ich heute mit dem Christentum verbinde. Sie lehren mich, dass selbst das Christentum durchlässiger ist und war. Das Überschreiten von geschlechtlichen und sexuellen Grenzen ist vermutlich auch der

Grund, warum die institutionalisierte Kirche diese Perspektiven auslöschen wollte und erfolgreich ausgelöscht hat.

Abbildung 4: Performance Dokumentation „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“



Quelle: Dan Dansen, Loup Deflandre

Völlig neu war mir, dass der biblische Gott Trans*-Personen nicht unbedingt verachtet, sondern dass es im Gegenteil Bibelstellen gibt, die nicht-binäre Personen feiern und verehren. Zufällig stieß ich auf folgendes Zitat:

„Denn so spricht der Herr: Den [...] [Eunuchen], die meine Sabbate halten und erwählen was mir wohlgefällt, und an meinem Bund festhalten, denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen geben; das ist besser als Söhne und Töchter. Einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll.“ (Jes 56,4–5)²

In der Recherche habe ich mich immer wieder gefragt, warum wir nichts über nicht-binäre Perspektiven in der Schule gehört haben. Ich hätte mir Vorbilder gewünscht. Ich hatte keine Worte und nicht mal die Idee, dass der Begriff Trans* auch für mich zutreffen könnte. Wie viel leichter könnte es für nicht-binäre und Trans*-Kinder sein, wenn sie bereits früh lernen würden, dass es Raum für sie gibt?

Fündig wurde ich auch in der Kunst. Die Darstellungen geben uns dabei heute einen Interpretationsspielraum, den Sprache oftmals verweigert. Ich denke dabei etwa an die Darstellungen von der Heiligen Wilgefortis (Hans Springinklee – Heilige Wilgefortis mit dem Spielmann, 1513; Jacobus de Voragine – Marina der Mönch, 1264), die Darstellungen von Hermaphroditen, die in der Renaissance als der ideale Mensch galten, weil sie die Gegensätze in sich vereinten (etwa auf dem Titelbild des „Buches der Heiligen Dreifaltigkeit“ (datiert 1410–1419)), sowie Darstellungen von Bacchus und Dionysos (Michelangelo Merisi da Caravaggio – Bacchus, 1598; Giovanni Bellini – Young Bacchus, 1514). Selbst bei Darstellungen von Jesus selbst ist die Überschreitung von Geschlechtergrenzen überraschend deutlich, etwa wenn er als Baby mit Brüsten dargestellt wird (Jan Gossaert – Maria mit Kind in einer Nische sitzend, 1527; oder Jungfrau und Kind, 1527), aber auch in Heiligendarstellungen (Raffael – Heiliger Sebastian Pietro Vannucci, 1501–1502; Sandro Botticelli – Maria mit dem Kind und singenden Engeln, 1477) findet sich diese Form der Androgynität.

Die Suche nach Trans*-Ahn*innen gestaltete sich wie eine Achterbahnfahrt. Die Recherche war für mich eine archäologische Arbeit: Ich habe gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen und von einem Dokument zum nächsten die Schichten abzutragen, um so die Perspektiven freizulegen, an denen ich interessiert bin. Ich begreife diese Arbeit als einen aktiven Aneignungsprozess, als eine Überschreitung der wissenschaftlichen Grenzen und auch als eine Fruchtbarmachung durchlässiger Fakten.

2 Im Original wird das Wort „Verschnittene“ für Eunuchen genutzt, was ich durch den neutraleren Begriff ersetzt habe.

Geschichte als Blick in die Zukunft

Ein neuer Blick auf Geschichte kann auch als Wiedergutmachung³ verstanden werden. Personen, die aufgrund ihrer Perspektiven verfolgt wurden und deren Praktiken überschrieben wurden, können wieder sichtbar werden. Mit der Kunst kann ich ihnen wieder einen Platz in der Geschichte geben. Ich kann ihre Namen finden oder ihnen neue Namen geben und ihnen damit im Nachhinein Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich kann ihre Positionen sichtbar und sprechbar machen. Dies ist ein queer-feministischer Akt und als solcher explizit politisch. Denn es steht in unserer Macht, welche Geschichte wir schreiben wollen. Wir können Gegenerzählungen entwerfen, die die hegemoniale Geschichtsschreibung unterwandern. Wir können dem verworfenen Wissen Geltung verschaffen, die jahrtausendlang aktiv überschrieben wurden.

Ein neuer Blick in die Vergangenheit ermöglicht auch eine neue Zukunft. Für uns als Trans*-Personen ist es wichtig zu wissen, dass es uns immer gegeben hat. Gerade in einer Zeit, in der antifeministische Diskurse uns weismachen wollen, dass es ein Trend sei, nicht-binär oder Trans* zu sein, ist es für mich ein politisches Anliegen, eine Kontinuität in der Geschichte von Trans*-Personen aufzuzeigen. Das Wissen um unsere Geschichte bestärkt uns darin, uns nicht in ein Zwei-Geschlechter-System einzupassen, an dem wir nur scheitern können. Und viele von uns nicht-binären und Trans*-Personen sind daran tödlich gescheitert. Sei es durch transfeindliche Gewalt, schlechten oder keinen Zugang zu medizinischer Grundversorgung oder durch Suizid, weil es unerträglich war, als Trans*-Person in einer transfeindlichen Welt zu leben. Denn als nicht-binäre und als Trans*-Personen müssen wir uns täglich gegen das Zwei-Geschlechter-System behaupten. Sei es, weil wir falsch gegendert werden, weil es in vielen Sprachen kein Wort und keine Pronomen für Menschen wie uns gibt, weil keine Kleidung für uns gemacht wird, weil wir mit jeder Zelle unseres Daseins in Opposition zum binären Geschlechter-System stehen: In welcher Kategorie trete ich im sportlichen Wettkampf an? Warum gilt meine Hormonbehandlung als Doping? Darf ich verletzte Gefühle oder Aggressionen zeigen, ohne sanktioniert zu werden?

In diesem alltäglichen Kampf ist es für uns unermesslich wertvoll zu wissen, dass wir eine große Schar von Trans*-Ahn*innen hinter uns wissen, die uns unterstützen und uns bei unserem Prozess begleiten. Selbst wenn die hegemoniale Geschichtsschreibung eine andere ist. Die Aneignung von Geschichte ist des-

3 Vielen Dank an Dr. Christina Benninghaus für das Gespräch für das Vorstellen des Begriffs der Wiedergutmachung in der historischen Forschung. Damit wurde für mich etwas benannt, was ich davor praktiziert habe, aber nicht als Konzept hätte benennen können.

halb ein politischer Akt und gerade in den jetzigen Zeiten ein sehr umkämpftes Feld. Eine andere Geschichte ist möglich: Wir wissen, wir sind da. Und wir sind immer dagewesen. Kunst – wie auch historische Forschung – kann dabei helfen, uns sichtbarer zu machen. Wir haben eine große Wahlfamilie von Trans*-Ahn*innen, denen wir auf ihren Pfaden folgen.

Abbildung 5: Performance Dokumentation „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“



Quelle: Dan Dansen, Loup Deflandre

Wie natürlich ist eigentlich Zweigeschlechtlichkeit?

Es ist bis heute eine rechte Strategie, Trans*- und nicht-binären Menschen die Daseinsberechtigung mit dem Argument abzusprechen, dass Trans* ‚unnatürlich‘ wäre. Was diese Perspektive ausklammert, ist dass es erst jahrhundertlanges Zurichtung – vor allem vom dogmatischen Christentum des heutigen Europas – brauchte, um diese ‚Natürlichkeit‘ in die Körper und Köpfe der Menschen einzuhämmern. Wenn wir heute als Trans*-Personen eine Geschichte hätten – Ahn*innen, auf die wir uns positiv beziehen können, könnte die rechte Argumentation nicht so leicht verfangen.

In meiner Recherche zu der Frage von ‚Natürlichkeit‘ von Zweigeschlechtlichkeit fand ich es bemerkenswert, wie viele Beispiele von Nicht-Binarität es in der Natur gibt. Auch wenn mir bewusst ist, dass das Argument der ‚Natürlichkeit‘ von Cisgender an sich bereits ideologisch ist, weil auch viele Personen in der biologischen Forschung die Brille der Zweigeschlechtlichkeit aufhaben, war

es für mich überraschend, wie viele Beispiele ‚natürlicher‘ Homo- und Trans*-Sexualität es gibt. Vorausgesetzt, dies wären Kategorien, die wir überhaupt eins zu eins auf Flora, Fauna und Funga übertragen können. Nicht-Binarität findet sich nicht nur bei Einzellern und Fischen, sondern auch bei großen Säugetieren wie dem Nördlichen See-Elefanten, Rothirschen und Dickhornschafen. Diese Tatsache war jedoch lange Zeit von dem heterosexuellen und binären Blick in der Biologie verstellt. Forschung könnte also die Welt wesentlich adäquater beschreiben, wenn sie ihre vorgefertigten Muster ablegen und stattdessen die Augen öffnen könnte für das, was tatsächlich vorgeht.

Noch vielfältiger gestaltet sich die Pflanzenwelt, in der die ‚cis-hetero‘-Option fast schon als evolutionär gescheitert betrachtet werden muss. Sie kann quasi als Auslaufmodell angesehen werden, das nur noch die ältesten Pflanzenarten haben – Farne, Kiefern und Tannen zum Beispiel. Der Großteil der Pflanzen aber hat beide Geschlechter auf einem Gewächs (zum Beispiel Birken) oder sogar in der gleichen Blüte oder wechselt munter hin und her und will sich nicht festlegen lassen. Salbei ist hermaphroditisch und wechselt das Geschlecht einmal im Laufe der Blütezeit, genauso wie Spinat, Äpfel oder Weidenröschen. Kürbis wechselt das Geschlecht sogar in der gleichen Blüte zu unterschiedlichen Tageszeiten.

Auch wenn ich diese Vergleiche schwierig finde, so finde ich daran doch interessant, wie selektiv die Diskurse sind, die wir über die Natürlichkeit von Geschlecht und Sexualität aus dem Biologieunterricht und aus gesellschaftlichen Diskursen kennen. Hier schließt sich der binäre Herrschaftsdiskurs wieder, der auch in der Geschichte nicht-binäre Positionen unsichtbar macht. Die Machtförmigkeit der Diskurse wiederum wird durch das Argument der ‚Natürlichkeit‘ verschleiert. Genau deshalb habe ich mich dazu entschlossen, in der Performance die queere Pflanzenwelt als Verbündete anzurufen. Auch wenn sich diese Vergleiche nicht übertragen lassen, so können sie uns doch gedanklich und künstlerisch inspirieren, um Geschlecht durchlässig zu machen und über die Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit hinaus zu denken.

Abbildung 6: Performance Dokumentation „An meine Ahn*innen – Trans*-Formationen in Raum und Zeit“



Quelle: Dan Dansen, Antonia Pepita Giesler

Nicht-binäre Perspektiven als Chancen der gesellschaftlichen Weiterentwicklung

Die eurozentristische Denkweise ist von Binaritäten durchzogen: Mann – Frau, Natur – Kultur, roh – gekocht, Wir – die Anderen, krank – gesund, richtig – falsch. Kein Wunder also, dass nicht-binäre Perspektiven als Bedrohung wahrgenommen werden. Sie scheinen das Innerste unserer Denkweise anzugreifen. Binäre Oppositionen sind aber auch die Grundstruktur von Diskriminierung. Könnten nicht-binäre Perspektiven uns dabei helfen, diese Strukturen zu durchbrechen und die Binaritäten von den hegemonialen Machtpositionen zu befreien? Ohne die Idee von ‚Wir – die Anderen‘ ist Rassismus nicht zu denken, ohne die Idee von ‚krank – gesund‘ kein Ableismus, ohne die Idee von ‚Heterosexualität – Homosexualität‘ keine Homophobie. Was würde sich für uns öffnen, wenn wir die Welt als Kontinuum begreifen könnten? Eine Welt ohne klare Grenzen, mit durchlässigen Strukturen, die uns bei der Organisierung des Denkens helfen können, aber an die wir nicht unsere Identitäten knüpfen müssen? Welche Chancen liegen in einer nicht-binären Denkweise, die Nicht-Binarität nicht als Identität begreift, sondern als Denkfigur?

Forschung in Schweden zu dem geschlechtsneutralen Pronomen *hen* legt zumindest den Schluss nahe, dass geschlechtersensibles Sprechen das Denken positiv beeinflusst und das binäre Geschlechtersystem etwas aufgeweicht wird, wenn es die Möglichkeit gibt, geschlechtsneutral zu sprechen. Denken und Sprechen verändert die Welt, in der wir leben (vgl. Howard 2019).

Künstlerisch habe ich mit der Figur des Nicht-Binären in Form von Projektionen auf meinem Körper gearbeitet. Denn die Videoprojektionen machen einen Vorgang sichtbar, der im Alltag von Trans*-Menschen oft unsichtbar ist: Auf unsere Körper werden gesellschaftliche Erwartungen projiziert und wir werden entsprechend der heterosexuellen Matrix interpretiert. In der Performance habe ich mir durch die Projektionen auf den eigenen Körper diesen Mechanismus wieder angeeignet und nutze ihn auf meine eigene Weise. Ich verbinde mich mit Entitäten, Gedanken und einer Geschichte und schreibe sie in meinen Körper ein. Dabei verschmilzt der Körper in der Performance mit der Projektion zu einem Vexierbild, das flimmert und so den Körper einer eindeutigen Festlegung verweigert. Es ist möglich, den Körper zu sehen, es ist möglich, das Video zu sehen, aber was passiert, wenn man beides gleichzeitig sieht?

In Bezug auf Trans*-Personen gedacht, wäre eine ganz konkrete Chance an nicht-binären Perspektiven, dass sich die medizinische Versorgungslage von Trans*- und nicht-binären Personen verbessert. Operative und hormonelle

Eingriffe könnten selbstgewählter sein, als sie es bisher unter dem Druck der Zweigeschlechtlichkeit sind. Denn selbst wenn es heute in Deutschland keinen Zwang mehr gibt, sich für eine medizinische Behandlung aufgrund von Trans*-Identität sterilisieren zu lassen oder von einem in das andere Geschlecht zu transitionieren, so gibt es doch noch immer den gesellschaftlichen Druck von außen, der viele nicht-binäre oder Trans*-Personen in das Passing einer Geschlechterrolle zwingt. Damit ist es schlicht unmöglich, zwischen einem intrinsischen Wunsch nach Passing und dem Druck von außen, der ein Passing erfordert, zu unterscheiden. Unsere Identitäten sind durch die Gesellschaft geformt, in der wir aufgewachsen sind. Und in unserer Gesellschaft müssen nicht-binäre Angebote noch immer erkämpft werden. Und selbst wenn chirurgische Eingriffe zur Geschlechtsangleichung möglich sind, so sind sie doch ein tiefgreifender Eingriff in die eigene körperliche Unversehrtheit, mit der Trans*-Personen – egal wie sehr sie eine OP wünschen – bezahlen müssen.

Als nicht-binäre Personen in einer binären Welt haben wir außerdem gelernt, gesetzte Normen infrage zu stellen und gegen jede Wahrscheinlichkeit an unserer Perspektive festzuhalten. Diejenigen von uns, die daran nicht zerbrochen sind, haben also eine gewisse Resilienz und eine Perspektive, die Macht und Herrschaft infrage stellen kann. Eine nicht-binäre Perspektive könnte also Diskurse um Zwischentöne zulassen und somit neue Perspektiven auf die Welt erschließen, wo uns die festgefahrenen binären Strukturen nicht mehr weiterhelfen. Dies ist oft der Fall in verhärteten Konflikten, wo auf beiden Seiten keine Bereitschaft mehr besteht, die andere Seite noch zu hören oder sehen. Eine nicht-binäre Perspektive geht zudem auch einher mit der Fähigkeit, unkonventionell zu denken und somit kreative Lösungsansätze abseits der ausgetretenen Pfade zu finden.

Eine weitere Chance nicht-binären und queeren Denkens ist zudem das Konzept der Wahlfamilie. Denn marginalisierte Perspektive haben seit jeher ein Talent entwickeln müssen, neue Verbindungen zu suchen und einzugehen. Viele von uns haben sich ihre eigene Familie gesucht, da unsere Herkunftsfamilien unsere Perspektive oft nicht unterstützen. Nicht-Binarität kann in dieser Hinsicht auch eine Chance sein, neue Allianzen und Bündnisse einzugehen und sich mit anderen Strukturen zu verbinden als den gesellschaftlich vorgegeben. Mit dieser Perspektive können wir die Welt zu unserer Wahlfamilie machen, und so andere Prioritäten setzen als wir es tun, wenn wir nur das menschliche Wohl im Blick haben. Nicht-binäre Perspektiven können in dieser Hinsicht eine Einladung zur Utopie sein und zu fragen: Was braucht die Welt? Sie können eine Chance

sein, die Menschen zu de-zentrieren und die Welt und die in ihr lebenden Kreaturen als eigene Agenten zu re-zentrieren.

Nicht-binäre Personen haben zudem oft eine andere Idee von Nachhaltigkeit und (Selbst-)Sorge. Dies teilen wir mit anderen marginalisierten Gemeinschaften wie BIPoC-Communities, Crip-Communities und Netzwerken, die sich um Sorgearbeit formieren. Dabei meine ich mit Selbstsorge nicht das Marketing-Schlagwort, das uns Yogakurse und Meditationsapps verkaufen soll. Denn hier wird uns die sorgsam kapitalisierte Version eines vormals politischen Konzepts vorgesetzt. Ich meine mit Sorge und Selbst-Sorge die radikale Zärtlichkeit, die es bedeutet, sich selbst und anderen die dringlichsten Bedürfnisse zu erfüllen, gerade weil wir wissen, dass es für uns keine Strukturen gibt, die unsere Bedürfnisse erfüllen. Wir haben eine Fähigkeit entwickelt, Care-Communities zu gründen und können dies als Ressource begreifen, die wir auf andere Strukturen übertragen können. Wie können wir Care-Communities für und mit Wohnungslosen gründen, für und mit Geflüchteten, für und mit einer Welt, der durch den Klimakollaps der Zusammenbruch droht? Dies sind die Fähigkeiten, die wir brauchen und die wir fördern müssen, wenn wir in dieser Welt überleben wollen.

Nicht-binäre Kunst als eine Möglichkeit, auf Gesellschaft einzuwirken

Think we must; we must think. That means, simply, we must change the story; the story *must* change.

– Haraway 2016, 40

Das Erzählen entwirft eine Welt. Es entwirft mögliche Welten. Mögliche Vergangenheiten und eine mögliche Zukunft. Es entwirft vergangene Welten und Welten, die noch kommen werden. Das Erzählen formt unsere Welt im Hier und Jetzt. Mit Haraway gedacht, liegt genau darin die Radikalität und das Potential von Kunst. Kunst kann das Denken der Menschen auf eine Art und Weise verändern, die die Welt verändert. An José Esteban Muñoz anknüpfend, kann Kunst und das Erzählen einen utopischen Entwurf schaffen, der für uns eine Sogwirkung im Hier und Jetzt entfaltet, auf diesen utopischen Entwurf hinarbeiten (vgl. Muñoz 2009, 1). Das Erzählen selbst verändert nicht die Welt, aber es kann der Startpunkt sein, die Welt zu verändern. Darin sehe ich die große Chance von Kunst. Sie ist meine Motivation, künstlerisch zu arbeiten: Ich möchte neue Perspektiven eröffnen, neue Denkräume aufmachen und die Realität brüchig und durchlässig machen für andere Möglichkeiten – Möglichkeiten, in denen

gemeinsam etwas geschaffen werden kann und in denen die Realitäten des Kapitalismus unterwandert werden.

Es bleibt die Frage: Welche Geschichten wollen wir uns erzählen? Ich möchte Geschichten für die Zukunft erzählen – Geschichten, die uns inspirieren und uns Hoffnung geben, ohne die Realität der Gegenwart zu verleugnen. Ich schreibe und arbeite gegen die Hoffnungslosigkeit der Gegenwart an, in der Hoffnung, mir dadurch selbst Hoffnung zu geben und dadurch auch andere zu inspirieren. Denn eine andere Zukunft ist möglich. Eine andere Vergangenheit ist möglich. Eine andere Gegenwart ist möglich. Wir müssen sie nur entwerfen.

Weiterführende Informationen und Links

Aus der Performance ist auch ein Film hervorgegangen, der den gleichen Titel trägt: „An meine Ahn*innen“. Der Film adaptiert die Performance für das Kino und gibt mir auch die Möglichkeit, dass die Ahn*innen selbst auftreten können.

Ein Trailer kann bereits jetzt über folgenden Link eingesehen werden: <http://bikepunkproductions.de/ahninnen-film.html>

Informationen zur Performance und ein Trailer der Performance finden sich hier: <http://bikepunkproductions.de/ahninnen.html>

Mehr Informationen zu meiner künstlerischen Arbeit auch auf meiner Website: www.bikepunkproductions.de

Teile der Performance können in folgendem Deutschlandfunk-Beitrag gehört werden: <https://www.hoerspielundfeature.de/geschlecht-braucht-mensch-das-was-wir-gewinnen-4-4-100.html>

Literatur

Betancourt, Roland (2020): Byzantine Intersectionality. Sexuality, Gender, and Race in the Middle Ages. Princeton: Princeton University Press. doi: [10.1515/9780691210889](https://doi.org/10.1515/9780691210889)

Butler, Octavia (2000): The Parable of the Sower. New York: Grand Central Publishing.

Dekker, Rudolf/van de Pol, Lotte (2012): Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte. Berlin: Klaus Wagenbach.

Delany, Samuel R. (1996): Trouble on Triton. Middletown: Wesleyan University Press.

- Deutschlandfunk (2023): Museum klassifiziert den römischen Kaiser Elagabalus als Transfrau. <https://www.deutschlandfunk.de/museum-klassifiziert-den-roemischen-kaiser-elagabalus-als-transfrau-102.html> (04.07.2024).
- Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers (1985). Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart.
- Duby, Andr  e/Duby, Georges (1999): Die Prozesse der Jeanne d'Arc. Berlin: Klaus Wagenbach.
- Evans, Arthur (2018): The Evans Symposium. Witchcraft and the Gay Counter-culture and Moon Lady Rising. London: White Crane Publishing.
- Federici, Silvia (2017): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Wien: Mandelbaum.
- Feinberg, Leslie (1996): Transgender Warriors. Making History from Joan of Arc to RuPaul. Boston: Beacon Press.
- Haraway, Donna J. (2016): Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene. Durham: Duke University Press. doi: [10.1215/9780822373780](https://doi.org/10.1215/9780822373780)
- Hartman, Saidiya (2019): Wayward Lives, Beautiful Experiments. Intimate Histories of Riotous Black Girls, Troublesome Women, and Queer Radicals. New York: W. W. Norton & Company. doi: [10.1080/00497878.2019.1639505](https://doi.org/10.1080/00497878.2019.1639505)
- Howard, Tina (2019): Geschlechtsneutrales Pronomen ‚hen‘ verändert die Einstellungen. <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/gendergerechte-sprache-geschlechtsneutrales-personalpronomen-hen-wirkt-sich-positiv-aufs-denken-aus> (01.07.2024).
- Le Guin, Ursula K. (2024 [1986]): The Carrier Bag Theory of Fiction. Glasgow, Newcastle-upon-Tyne: Cosmogenesis.
- Le Guin, Ursula K. (1974): The Dispossessed. New York: HarperCollins.
- Mu  oz, José Esteban (2009): Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity. New York: NYU Press.
- Piercy, Marge (2016 [1976]): Woman on the Edge of Time. London: Cornerstone.
- Rufo, Yasmin (2023): Museum reclassifies Roman emperor as trans woman. <https://www.bbc.com/news/entertainment-arts-67484645> (04.07.2024).
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2019): Der Pilz am Ende der Welt.   ber das Leben in den Ruinen des Kapitalismus. Berlin: Matthes & Seitz.